

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 227.

Donnerstag, 28. September.

1916.

Die Eierbachs-Mädelsn.

(4. Fortsetzung.)

Münchener Roman von Emma Haushofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

„Ich kann auch nicht immer lachen!“ rief sie gereizt. „Sie meinen alle, ich wäre angestellt als Spaßmacher für die ganze Gesellschaft!“

„Ehe man auseinander ging, sagte Eierbach zu Falk: „Wenn Sie Zeit haben, so kommen Sie doch in den nächsten Tagen in mein Atelier. Ich möcht' Sie bitten, auf meinem großen Bild die Lust zu untermalen. Ich sitz' nicht gern gar so lang auf der hohen Staffelei oben und möcht' das einem Jüngeren überlassen.“

„Sehr gern, sehr gern!“ versicherte Falk. Aber wie er nun seinem Lehrer gegenüberstand und ihm in das liebe, gute Gesicht blickte, da packte ihn plötzlich eine Beklemmung, ein kleinmütiges Verzagen, als könnte er die Bitte, die er auf dem Herzen hatte, niemals herausbringen.

Während er beim Abschied Trudels Hand förmlich zerdrückte, flüsterte er ihr zu: „Ich schreib deinem Vater! Es ist besser!“

Am Donnerstagsmorgen rauchte Eierbach sehr behaglich seine Frühstückszigarre und schmünzelte seiner Tochter Grete zu, die sich zu ihm setzte und neben ihm ihren Kaffee trank. Lange sagte sie nichts, schob verlegen die Brotkrumen auf dem Tischtuch zusammen, ordnete die Tassen auf das Servierbrett zum Wegtragen; endlich faßte sie Mut zu der Frage, die ganz hastig, überstürzt herauskam:

„Papa! Sag', glaubst du nicht, daß ich's in der Kunst zu was bringen könnte?“

Er lachte hell auf. „Was man so ins Haus braucht, das kannst ja schon, Grete! Steiner anmalen oder ein paar nette Blümchen auf eine Kaffeetasse. Was willst denn noch mehr?“

„Das will ich aber nicht! Will nicht diesen kindischen Dilettantismus! Ich möcht' im Ernst was lernen! Warum könnt' ich denn nicht auch Schüler bei dir werden?“

„Warum? Weil ich keine Damenmalerschule hab'!“ brummte er verächtlich. „Weil du was anderes zu tun hast. Hilf deiner Mutter im Hauswesen; lern' ordentlich kochen! Das paßt für dich.“

Grete war gewappnet gegen diesen Widerstand, den sie erwartet hatte. „Die Mama tut ja alles selber. Zu dem bißchen, was sie uns überläßt, hatt' ich immer noch Zeit. Es könnt' ja doch sein, daß ich von deinem Talent was geerbt hab', Papa! In der Schul' haben es die Lehrer in der Zeichenstund' immer gesagt.“

„Talent! Ihr meint immer, man hat ein Talent und dann setzt man sich hin und das Talent, das malt dann von selber!“ murmelte Eierbach, halb lachend, halb ernsthaft. „Wie viele Ausdauer und Geduld dazu gehören, bis man nur einen Baum so auf die Leinwand hinstellen kann, daß er sich wirklich von der Luft abhebt, davon habt ihr keine Ahnung!“

„Doch, doch! Ich will Geduld haben. Ich will ernstlich studieren“, beteuerte Grete mit heißen Wangen. „Wie lang denn? Vierzehn Tag' lang. Bis wieder ein Zur los ist?“

„Nein. Du wirst sehen — — —“

Sie wurde unterbrochen, weil das Dienstmädchen einen Brief hereinbrachte. Gleich darauf kam auch Trudel ins Wohnzimmer mit aufgeregtem Gesicht und angstvollen Augen. Waldemars Brief! Sie war so gespannt, so bang, wie der Vater ihn aufnehmen würde. Sie wollte dabei sein, wenn er ihn öffnete, obwohl ihr das Herz fast hörbar klopfte.

Eierbach ließ sich Zeit. Er war kein Freund von Briefen und behauptete, daß meistens nur ärgerliches oder langweiliges Zeug darin stehe und daß man im besten Fall die Mühsal habe, zu antworten. Erst als die Zigarre ausgeraucht war, schnitt er das Kuvert auf und schaute auf die Unterschrift.

„Falk! Ist der verrückt, daß er mir einen vier Seiten langen Brief schreibt, wo er doch heut' ins Atelier kommt; vielleicht schon drüben sitzt!“

Sobald er aber einen Blick auf die ersten Zeilen geworfen hatte, sprang er unwillig auf. Trudel erschrak vor dem bösen Blick, den der sonst so gute Vater auf sie warf.

„Das sind ja nette Geschichten! Das ging mir ab, daß meine Mädelsn sich in die Maler verlieben und die Maler in sie! Da kommt mir lieber keiner mehr ins Haus! Solche Dummheiten darfst du gleich aus dem Kopf schlagen. Meint ihr vielleicht, ich könnt' noch einen zweiten Haushalt mit erhalten? Ich habe keine Pension wie ein Beamter, und wenn ich auch jetzt gut verdien', wer weiß denn, ob ich in einem Jahr nicht zum alten Eisen gehör? Ich muß für meine alten Tag' sorgen und für meine gute Frau, die sich in ihrem Leben genug geplagt hat und die, wenn ich g'storben bin, wenigstens keine Sorgen haben soll! Aus der Lieb'schaft wird nichts! Das kannst deinem Courmacher gleich sagen, wenn er nicht die Schneid hat, mich selber z' fragen.“

Die Mädchen saßen beide wie verdonnert da, denn sie erinnerten sich seit der Kinderzeit kaum, daß ihr Vater einmal so zornig geworden war.

An der Tür drehte sich Eierbach noch einmal um und sagte zu Grete: „Na, also, wenn dir's wirklich ums Lernen zu tun ist, dann setz' dich halt ins Atelier und zeichne den schönen Spielbald, den ich g'schossen hab'. Geshichter wär's immer noch, selber z' malen, als sich mit einem Maler verloben.“

„Dan' schön, Papa! Gleich, gleich fang ich an!“ rief Grete freudig. Trudel gebärdete sich wie eine Verzweifelte, als der Vater draußen war. Sie weinte und schluchzte. Aber Grete zankte heftig auf sie ein.

„Das hatt' ich dir doch gleich sagen können, daß der Papa so was Dummes nicht zugibt. Ich hab' mir schon auf der Kegelbahn gedacht, ob du denn ganz den Verstand verloren hast. Nicht im Traum fiel es mir ein, mich mit einem Maler zu verloben.“

Trudel hob die nassen Augen und stieß hervor:

„Wir sind doch auch Malerstöchter! Du, natürlich, du läßt dich bloß immer anschnachten von deinem Ver-“

ehrer Bilders, und du wirst schon sehen, daß er es mit Beharrlichkeit auch durchsehen wird, daß du ihn nimmst!"

"Bist du verrückt!" gab Grete unwillig zurück. "Bilders weiß sehr gut, daß ich nur ein guter Kamerad für ihn bin, — der arme Kerl denkt doch auch nicht daran."

"Nun ja, Falk ist eben kein Krüppel und ich hab' ihn fürchtbar gern! Aber du bist halt ein Vernunftprok! Für dich muß wohl ein Millionär kommen, gelt? Ich seh' gar nicht ein, warum der Vater auf einmal so wenig Vertrauen auf Falk hat? Sonst sagt er doch immer, er wär' so talentvoll."

"Wenn er nicht verbummelt! Das hat er immer beigelegt."

"Ach du! Laß mich in Ruh'!" Trudel warf sich mit neuem Schluchzen in die Sofaecke.

Als Grete in das Atelier des Vaters trat, war es da ganz still. Schweigend hockte Falk hoch oben auf einer Leiter und pinselte auf einer großen, für ein Rathaus bestellten Marlandschaft seines Lehrers an der ersten Untermalung der Lust; Vierbach saß unter ihm und arbeitete an dem Vordergrund, wobei er die Naturstudien, die neben der Stofflei standen, zu Rate zog.

Dem Schüler mochte es heute da oben auf seinem schmalen Sitz begreiflicherweise nicht sehr angenehm zumute sein. Er mußte sich öftere Male den Schweiß von der Stirn wischen, denn die in die Höhe strebende Ofenwärme und seine Aufregung trieben ihm das Blut in den Kopf. Vor Spannung und Ungeduld vermochte er kaum den Pinsel zu führen und wagte doch nicht herunterzusteigen, so lange Vierbach so gelassen unter ihm saß und ganz versunken schien in die Schönheit des Marstols.

Der Vater wies Grete einen Platz an, hing den Vogel, den sie zeichnen sollte, den er erst noch mit freudiger Bewunderung betrachtete, auf ein Brett und gab ihr die Schachtel mit den Kohlenstiften.

"Also! Probier's!" Das war das einzige Wort, das ein paar Stunden lang gesprochen wurde. Grete arbeitete mit wahrer Begeisterung.

Es tat ihr nur leid, daß Max Schmidt sie nicht sehen, ihren Fleiß nicht beobachten konnte. Würde er sich nicht freuen, daß sie seinen Rat so rasch befolgt, seine Mahnung so gründlich beherzigt hatte?

Gegen Mittag rief die Mutter ungeduldig nach ihr. "Was fällt euch denn heut' ein? Die Trudel ist zu nichts zu brauchen und du kümmerst dich auch nicht um die Hauschneiderin! Du sollst nähen helfen."

Grete lehnte mit etwas schmolender Miene ihr Reißbrett an die Wand und ging in die Wohnung hinüber.

Nun waren die beiden Maler allein. Vierbach sprach noch immer nichts. Aber da er merkte, daß sein Schüler zerstreut und müßig auf seiner Leiter hockte, sagte er endlich mit trockenem Humor:

"Sie haben mir heut' einen komischen Brief geschrieben, lieber Falk!"

Waldemar stieg entrüstet die Leiterstufen herunter und legte Pinsel und Palette weg.

"Herr Vierbach! Diese Auffassung meines Briefes habe ich allerdings nicht erwartet!" rief er mit dunkelrotem Kopf und stellte sich beleidigt vor den Maler hin, der eben prüfend den Vordergrund, an dem er gearbeitet hatte, mit seiner Studie verglich und sich die Hand wie einen Rahmen vor die Augen haltend, im Stuhl zurücklehnte.

"Seien S' froh, Falk, wenn ich die Sach' scherzhaft aufnehmen, wenn ich den Brief für einen tollen Einfall anschau', als Nachklang vom Atelierfest, wo Sie ja den Viehhaber g'spielt haben."

"Es tut mir leid, wenn Sie mich so mißverstehen!" brach Waldemar leidenschaftlich los. "In meinem Leben war es mir nicht feierlicher und ernsthafter zumut', als in dem Augenblick, da ich Sie um die Hand Ihrer Tochter gebeten habe, und ich meine, eine so große Neigung verdiente wohl auch, daß man sie ernst-

haft auffaßt, besonders, da ja meine Liebe von Trudels Trudel erwidert wird!"

Vierbach legte sein Handwerkszeug weg und stand auf.

"Um so schlimmer, wenn Sie mich zu einem anderen Ton zwingen, wenn Sie ohne Humor meine Meinung hören wollen. Um so schlimmer, wenn meine Tochter auch so gedankenlos und unvernünftig ist wie Sie! Sagen Sie mir einmal: Mit was wollen Sie eigentlich heiraten?"

"Ich bekomme von meinen Eltern monatlich zweihundert Mark."

"Mit denen Sie bis jetzt recht schön allein fertig geworden sind, nicht?" unterbrach Vierbach ihn ruhig.

"Allerdings; aber ich könnte ja besser sparen und..." Und das übrige soll der Schwiegervater her-schaffen, gelt?"

"Herr Vierbach, Sie glauben doch auch an meine Begabung. Ich hatte doch die gute Kritik über meine Bilder und..."

"Lassen S' mich aus mit dem „Kunstschwatz"! Da hab' ich noch nie was drauf gegeben", warf Vierbach ernüchternd ein.

Aber Falk rief nur um so selbstbewußter:

"Ich hoffe doch, mit meinen Bildern so viel zu verdienen, daß ich meiner Frau wenn auch keine glänzende, so doch eine sorglose Existenz bieten kann."

"So, glauben S'? Also auf die verkauften Bilder hin, die Sie noch gar nicht g'malt haben, gründen Sie einen Hausstand! Ja, seh'n Sie denn nicht ein, Falk, daß es gewissenlos von mir wär', wenn ich das zugeben tät', g'rad' weil Sie ein begabter Mensch sind!"

Er stand dem jungen Mann in dem klaren Nordlicht des Ateliers gegenüber; sein breites Gesicht mit dem kurzen rötlich-grauen Bart erschien förmlich verklärt durch die Begeisterung, die aus den hellen, blauen Künstleraugen sprühte; sein Ton war nun sehr ernst und eindringlich:

"Gelt, Maler wollt ihr werden um jeden Preis! Die Freiheit, die tangt euch! Aber wenn's heißt, Opfer bringen für die Kunst, dann ist's gleich gar mit dem Enthusiasmus! Wenn einer mit sechsundzwanzig Jahr heiraten will, nachher muß er halt Kaufmann werden oder sonst was, wo man rasch vom Fleck kommt, nicht ein Künstler, der seine innerliche Ruh, seine Unabhängigkeit braucht, wenn überhaupt was aus ihm werden soll! Glauben S' vielleicht, ich hält' mich in Ihrem Alter nicht auch verliebt? Aber ich bin vierzig Jahr alt worden, bis ich 's mir hab' zutrauen dürfen, für eine Frau und Kinder zu sorgen. Durchgehungert hab' ich mich ganz anders wie Sie, weiß mir eben meine Arbeit das Wichtigste, das Heiligste, weil sie mir die Hauptsach' war und weil ich mir g'sagt hab': Lernen mußt du, lernen! Alles andere geht dich nichts an!"

"Herr Vierbach!" begann Falk nach einer kleinen Pause, etwas kleinlaut, "ich meine, eine Häuslichkeit wäre doch für einen Maler ein rechter Sack..."

"Wenn Sie einmal 's tägliche Brot her-schaffen müssen — Sie, dann hat der Sack ein anderes Gesicht, als Sie jetzt in Ihrer Verliebtheit meinen! Nein, Falk! Ich müßt' mich vor Ihren Eltern schämen, wenn ich die Verlobung ins Blaue hinein zugäb! Das Geheiteste ist: Sie fahren heim! Mir ist's auch lieber, wenn Sie meinem dummen Mädel aus die Augen kommen. Malen können S' auch in Würzburg!"

Waldemar stand da mit finsternen Augen und aufeinandergebissenen Lippen, dunkelrot bis in die Stirn vor Empörung.

(Fortsetzung folgt.)



Wenn es dir übel geht, nimm es für gut nur immer!
Wenn du es abelinnimmst, so geht es dir noch schlimmer.
Und wenn der Freund dich kränkt, verzeih's ihm und versteh's!
Es ist ihm selbst nicht wohl, sonst tät er dir nicht weh.
Rudert,

Bei der Milchtante.

Eine Milchgeschichte aus dem Argonnerwalde.

Von Rudolf Heynemann.

Wer suchen will im wilden Tann, manch . . . Bauernhäuschen finden kann! So konnten wir auch sagen, als wir im Argonnerwalde lagen. Heute sind dort keine Entdeckungsfahrten lohnend, denn jedes Winkeln des dichten Waldes ist durchsucht und durchgeforstet. Wir aber waren noch vom Glück begünstigt. Heiße Kämpfe lagen hinter uns, Marschtage und Wivaks bei strömendem Regen. Die „Gulaschanone“ stand uns allerdings treu zur Seite, wich nicht von der Kolonne und so hatten wir immer zu essen. Aber etwas anderes, als die „Kohlendampfabwehrkanone“ liefert, wurde trotzdem von allen ersehnt. Und der große Tag kam! Wir hatten Stabswache vor einem Orte, der heute nicht mehr als ein Trümmerhaufen ist. Unser am weitesten vorgeschobener Posten war sehr selbständig und wir richteten uns daher nach Gütinden ein. An einem Weiherrand, gegen Sicht nach allen Seiten durch Baum- und Buschwerk geschützt, wurde ein Zelt aufgeschlagen, mit Moos der Boden trocken gelegt und weich gestaltet und abseits davon in einer kleinen Waldschlucht konnte ein Feuerchen angemacht werden, das auch der geizigste feindliche Flieger nicht entdeckt hätte. Auf Posten war es allerdings sehr langweilig, denn tagelang kam kein menschliches Wesen in diese Gegend, höchstens der Rondeoffizier und von dem war sicher keine Gefahr zu erwarten.

Aus diesem Grunde beteiligten wir postenfreien Leute uns gern an den Patrouillen ins benachbarte Gelände, die erforderlich waren, um auch die geringste Möglichkeit einer Störung unmöglich zu machen und auf einem dieser Streifzüge kamen wir auch zu der . . . Milchtante! Mitten im Walde, kaum zweihundert Meter vom Posten entfernt, lag auf einer Waldböschung eine einsame Ferme. Ein schmaler Waldweg führte zu ihr, Obstbäume bekränzten den Gang und ringsum rauschte der Argonnerwald sein uraltes Lied, in dessen Melodie sich nur ab und zu das Grollen ferner Geschütze und das Rattern von Maschinengewehren mischte. Fast andächtig standen wir drei Mann vor diesem Hause, das (eine Seltenheit) noch keine Spuren des Krieges trug. Aus dem Schornstein quillte sogar lustiger Rauch, ein Zeichen, daß kein argwöhnischer Feind hinter den weißen, mit Weinlaub geschmückten Mauern haufen konnte. Wir klopfen an und traten ein, ohne das „Entrez!“ abzuwarten. Da saß am Kamin mit seinen wärmenden Flammen eine behäbige Bauersfrau im Kreise mehrerer Kinder und blidte erschrocken auf die feldgrauen Gestalten, die mit aufgeschlagenem Seitengewehr in die Stube traten. Wir alle drei hatten uns bisher auf unsere französischen Sprachkenntnisse etwas eingebildet, aber gegen den Dialekt, den diese Frau sprach, waren wir machtlos. Mit der Zeit konnten wir aber mit Worten, Zeichen und Gesten begreiflich machen, daß wir nichts Böses im Schilde führten, und daß wir die Wahrheit sprachen, das hat sie bald erkannt.

Eine Hand voll Geld, das sofort das Interesse der Kinder erweckte, machte sie um so williger, und nun zählte sie nach vielen Klagen über die schlechte Zeit und den unglücklichen Krieg, der ihr den Mann und den Bruder entführt hatte, alles auf, was noch an Lebensmitteln im Hause war. Als sie Milch erwähnte, da war unser Durst von neuem erwacht, und es wurde ein großer Ankauf beschossen. Die Frau führte uns sofort in die Milchstube. Hier standen in vielen Schüsseln und reinen Töpfen große Schätze an Milch und Sahne, und die Trinkbecher wurden sofort in die köstliche Milch getaucht. Für 1 Frank erstanden wir noch einen Topf Milch für unsere Kameraden und dann, nachdem wir hoch und heilig versprochen hatten, den Topf zurück zu bringen, machten wir uns auf den Heimweg. Wir haben unser Versprechen getreulich gehalten und andere Patrouillen auch, und mit der Zeit entwickelte sich ein regelrechter Geschäftsverkehr mit der „Milchtante“, wie sie allgemein auf unserem Posten genannt wurde.

Auf jeder Patrouille wurde bei der Milchtante eingeleitet, sie wusch unsere Wäsche, kochte aus unseren Konservebeständen für uns, für sich und die Kinder ein schmackhaftes Essen und namentlich die Kinder waren bald so zutraulich zu den „Barbaren“-Soldaten, daß sie schon von weitem winkten, wenn wir auf dem Anmarsch waren. Es fiel aus jedem Liebesgabenpäckchen ein wenig Schokolade oder Pfefferminz für die kleinen Vedermäulchen ab, und so etwas merken sich

die Kinder in erster Linie. Hier oben in der einsamen Ferme des Argonnerwaldes lagen wir bald wie zu Hause. Zu jeder Tageszeit gab es Milch, und wenn wir länger auf dieser Stabswache gewesen wären, wir hätten dicke runde Backen erhalten. „Menschlich“ sind wir jedenfalls geworden, denn während dieses Intermezzos gab es Zeit und Gelegenheit genug, den äußeren Menschen wieder zu pflegen. Die Milchtante hat uns warmes Wasser zum Waschen bereitet, sie flüchtete unsere Uniform, die Stachelbraut und Waldbornen ordentlich mitgenommen hatten und die Rasiermesser ihres Mannes entfernten alle Reste des wilden Kriegsbarbares, so daß uns die Ablösung von einem anderen Regiment, die unser beschauliches Dasein störte, mit den Worten empfing: „Ihr seht so sauber aus, ihr seid wohl Erbsen?“ Als ich in der ersten Patrouille der Ablösung das Gelände zeigte, führte ich sie auch zu der Milchtante, schärfte den Kameraden ein, die gute Seele anständig zu behandeln und nahm dann Abschied von der gutmütigen „Feindin“. Als sie mir ihr „Au Revoir“ zurief, standen ihr die hellen Tränen in den Augen. Heute haben die Franzosen das schöne Häuschen in einen Trümmerhaufen verwandelt. So berichteten mir Kameraden, die in jener Gegend liegen; auch die „Milchtante“ kennen sie nicht. Wer weiß, was inzwischen aus ihr und ihren hübschen Kindern geworden ist . . .! (Zens. Bln.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Das Arbeitskabinett Kaiser Franz Josephs. Ein für Kriegshilfszwecke gemaltes und tausendfach vervielfältigtes Bild des Malers Hans Temple, das jetzt in der Kriegsausstellung zu sehen ist, so schreibt uns ein Mitarbeiter aus Wien, hat vor den Wienern den Vorhang vom Arbeitskabinett ihres Kaisers aufgeschlagen. Sonst war dieses Zimmer im Schönbrunner Schloß nicht zu sehen. Man zeigte im Frieden nur die Fest- und Gasträume, in denen Hofbarkeiten aus aller Welt, chinesische Porzellane und französische Gobelins und Wiener-Herrlichkeiten der Kunst versammelt sind. Das Arbeitszimmer Franz Josephs haben nur ganz wenige betreten, die im unmittelbarsten, alltäglichen Zusammenhang mit der Arbeit und dem Leben des Kaisers stehen: die Chefs der Zivil- und der Militärkanzlei, Oberst-Hofmeister und Oberst-Jägermeister, der Leibarzt des Kaisers und die Minister. Die Audienzen aber finden gewöhnlich nicht im Arbeitskabinett, sondern im Maria-Antoinette-Zimmer statt. Abgesehen hat sich in ihrer Zeremonie auf Kriegsdauer auch etwas geändert: die Herren in Zivil, für die sonst weißer Handschuh, Frack, schwarze Binde die Vorschrift war (mit der weißen Binde dürfen nur Minister im Amt erscheinen) haben nun Gehrock und schwarze Binde zu tragen, so daß heuer im Sommer der Empfang der ungarischen Oppositionsführer, der Grafen Andrássy und Apponyi, ungerufenen Spähaugen glücklich entgangen ist. Auch anderes hat sich in Schönbrunn geändert: der Kaiser machte die Sommerzeit nicht mit: Gründe der Hygiene waren dafür maßgebend. Denn Kaiser Franz Joseph ist von allen arbeitenden Menschen seines Reiches der Erste am Platz. Um 1/4 Uhr morgens verläßt er sein Bett, Tag um Tag, wochentags wie Sonntags, im Winter wie im Sommer; nur während der Sommerzeit wurde die Stunde, die sonst astronomisch auf 1/3 Uhr gefallen wäre, auf 1/5 festgelegt. Eine halbe Stunde später sitzt der Kaiser an seinem Arbeitstisch, hier, an diesem Platz, den das Bild vor uns zeigt. Und er sitzt hier bis 5 Uhr abends, bis 6 Uhr während der Sommerzeit. Nur wenige kurze Pausen für Mittagsmahl und Spaziergang in der Galerie sind eingeschoben. In diesem Zimmer hat Franz Joseph, seit er vor etwa anderthalb Jahrzehnten seine Residenz endgültig nach Schönbrunn verlegte, den größten Teil seines Tages verbracht, der Arbeit und immer nur Arbeit war. Friederizianische Stimmungen wehen einem hier an. Der reichsdeutsche Betrachter würde an Sanssouci erinnert werden und an das Arbeitszimmer des großen Friedrich. Holostil hier wie dort, hohe Fenster, durch die das Himmelsblau fließt, bläulich schimmernde Spiegel, rote Mahagonimöbel mit goldenen Holoschnörkeln und ein goldener Kronleuchter von der Decke

herab. Nur wenige Möbelstücke stehen in dem Zimmer, das ein Wohnzimmer ist und sein Licht von zwei Seiten erhält. Glanz und Helligkeit ist in diesem Raum. Nur das Notwendige ist da: ein Schreibtisch, ein Stuhl davor und einer rechter Hand daneben. Der Stuhl davor, auf dem der Kaiser sitzt, ist zwar ein Armstuhl, aber ungepolstert, der andere daneben hat rote Plüschkissen. Und so ist auch der Arbeitstisch. In liebenswürdig gekurvttem Rokostil, aber ohne Büsten- und Statuettentzierat. Nur was auf einen Arbeitstisch gehört, ist da: drei grünbeschimmerte Stuhlampen sind nebeneinander aufgereiht, vor ihnen steht ein großmächtiges Tintenfaß aus Goldbronze, vier Federhalter starren in die Luft, und weiter rechts sind eine Kerze, Petschaft und Siegellack und Aschenbecher zu sehen. Der Schmuck des Zimmers ist in gebührende Entfernung von seinem Arbeitszweck verwiesen. Links aus dem Winkel zwischen den zwei Fenstern wachsen Palmen und Blattpflanzen; sie neigen sich über eine kleine weiße Marmorstatuette; sie stellt Kaiserin Elisabeth dar, schlank, mit über den Schoß übereinandergelegten Händen, ganz ähnlich wie auf dem Salzburger Standbild. In der anderen Ecke aber, auf einer Marmorplatte unter dem großen Wandspiegel, steht die Büste von Österreichs größtem General: Vater Radetzky hat im Arbeitszimmer des Soldatenkaisers Franz Joseph seit jeher seinen Ehrenplatz.

Wozu die französischen Militärautomobile dienen. Der mit den Militärautomobilen in Frankreich getriebene Mißbrauch hat so überhand genommen, daß „L'Œuvre“ sich zur Aufnahme eines regelrechten Kampfes gegen die Verwendung von Kriegsautomobilen durch Zivilisten veranlaßt sieht. Während das Heer selbst oft an Automobilmangel leidet, sieht man in Biarritz und anderen französischen Badeorten von morgens bis abends die Frauen und Freundinnen hoher Militärbeamter in den Kriegswagen spazieren fahren. Kriegsautomobile stehen in langer Reihe vor der Badeanstalt, und auch in Paris sieht man sie stundenlang vor den Kinos und Theatern sowie vor den Kaufhäusern für Damenmoden warten. „L'Œuvre“ hat eine eigene Rubrik eingeführt, in der alle derartigen Vorkommnisse ohne weiteren Kommentar unter dem ironischen Gesamttitel: „Melungen aus der Gesellschaft“ abgedruckt werden. Die jüngste dieser Melungen lautet: „Am letzten Dienstag fuhr um 2 Uhr nachmittags das Militärautomobil N. G. A. 95015 mit so wahnsinniger Geschwindigkeit über die Esplanade des Invalides, daß ein alter Herr, der fast überfahren worden wäre, infolge des Schrecks niederstürzte. Der Wagenführer hatte keine Zeit, anzuhalten, um dem alten Herrn aufzuhelfen, denn in seinem Wagen saß eine ebenso elegante wie geschminkte Dame, die anscheinend ein wichtiges militärisches Geschäft zu erledigen hatte!“

Die russischen Blutstürme. Von einem, der dabei war, als die Russen lebhafte Massen auf Massen in den Tod durch die deutschen Gewehre und Maschinengewehre jagten, von einem, der die wütenden Russenstürme mit dem Gewehr in der Faust, gelehnt an den schmierigen Rand des vorderen Grabens erlebte, wird uns heute eine Schilderung dieser Kämpfe gegeben, die in ihrer Schlichkeit am überzeugendsten das Gelddenkmal singt. Die Russen, so schreibt er, haben immer und immer wieder versucht, unsere Linien zu durchbrechen. Fast jeden Tag sind sie gekommen. Sie kamen in stets dichteren Wellen. Immer wieder wurden sie aber zurückgeschlagen. Nach fünfständigem Trommelfeuer gelang es ihnen, in einen Teil unseres vollkommen zerstörten vordersten Grabens einzudringen. Unsere Maschinengewehre waren verschüttet. Sonst wären sie nie und nimmer so weit gekommen. Der „Erfolg“ kam ihnen teuer zu stehen. Wir haben sie schneller aus dem Graben herausgeworfen, als sie hereingekommen waren. Schon beim Ansturm waren die russischen Verluste enorm. Sie brachen reihenweise zusammen, als sie unseren Drahtverhau zerschneiden wollten. Dann kam ihr „Rückzug“, wenn überhaupt von einem solchen die Rede sein kann, denn es war eine panikartige Flucht! Und die Verluste, die sie hierbei erlitten, sind nicht zu beschreiben. Es wurde bei uns geschossen, was die Gewehre nur hergeben wollten, und mancher Kamerad hat sich die Hände an dem glühenden Lauf verbrannt. . . ! Morgens 4 Uhr kamen die Russen wieder! Diesmal hatten sie auf jede Artillerievorbereitung verzichtet. Es sollte für uns eine Überraschung geben. Aber wir waren

durch Überläufer gewarnt worden und standen auf dem Posten. Jeder einzelne stand schußbereit im Graben. Und nun kamen die Russen. In vier Gliedern stürmten sie heran. Immer näher stürmten sie! Da begannen unsere Gewehre zu arbeiten. Ein Hagel von Eisen und Blei prasselte den Stürmenden entgegen, der jedes Weiterkommen unterband. Es waren sibirische Truppen, die gegen uns anrückten. Sie waren tapfer. Das muß ihnen gelassen werden. Erst als ihnen das deutsche Feuer jede Möglichkeit nahm, an den Graben heranzukommen, ließen sie ab, machten schleunigst Kehrt und eilten zurück, verfolgt von unserem rasenden Feuer. Das Vorfeld aber gleicht einem einzigen Leichenfeld. Nun hat Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern uns besucht und uns Dank und Anerkennung für unsere Arbeit ausgesprochen. Auch Eisene Kreuze hat er verteilt, und unter den Beglückten war auch . . . ich! Wenn irgendwo das Wort von der deutschen Eisenmauer Verechtigung hat, hier im Osten auf jeden Fall! . . . (Zens. Bln.)

Auch eine rumänische Kriegsvorbereitung. Angesichts der Niederlage der Rumänen in der Dobrudscha sucht die Pariser Presse ihre Leser durch Veröffentlichung der großartigen Kriegsvorbereitungen Rumäniens, die den Sieg sichern, zu beruhigen. Sogar an Kriegsmarken, so ruft der „Figaro“ feurig und begeistert aus, hat die rumänische Regierung längst gedacht. Auf zahlreichen der während der letzten Tage in Frankreich angelangten rumänischen Briefe fand man nämlich neue Marken mit der Aufschrift „Timbru de ajutor“, d. h. Marken mit Zuschlagstaxe. Und das merkwürdigste ist, daß diese Marken nach dem Datum schon zwei Jahre alt sind. Mit solcher Voraussicht, meint der „Figaro“, müsse man siegen! Die Deutschen und Bulgaren aber scheinen selbst vor Rumäniens Kriegsmarken nicht Angst zu haben.

Die Robinsonade auf der Elefanteninsel. Wie aus zahlreichen Berichten über die Polarexpedition des englischen Forschungsreisenden Sir Ernest Shackleton bekannt ist, war ein Teil der Expeditionsmitglieder gezwungen, während des Frühjahrs und Sommers ein unfreiwilliges Robinsondasein auf der Elefanteninsel zu führen. Eine lebendige Schilderung des Lebens der Gestrandeten auf dieser Insel findet sich in einer von sämtlichen Londoner Blättern veröffentlichten Unterredung, die der Berichterstatter des „Daily Chronicle“ am 9. September in Punta Arenas mit Shackleton und dem Führer der Gestrandeten nach der glücklichen Rettung hatte. Die Insel wird als absolut rau und unwirtlich geschildert. Sie ist von Klippen in 2000 Fuß Höhe umgeben, gegen die fast fortwährend die Wellen stürmisch schlagen. Während des ganzen Aufenthalts der Schiffbrüchigen war das Eiland von dichten Nebelmassen umhüllt. In den ersten 8 Wochen litten die Mitglieder der Expedition an Frosterscheinungen, schließlich erholten sich aber alle. Da die Eisgrube, die ihnen als Wohnstätte diente, bald durch eindringende Schneemassen unbrauchbar geworden war, bauten sie sich ein notdürftiges Haus, indem sie die beiden ihnen übriggebliebenen Boote kieloben als Dach über Felsen legten. Die Zwischenräume wurden ausgefüllt, die Rahmen der mitgeführten optischen Instrumente wurden als Fenster verwandt. Licht und Feuer wurden notdürftig aus den Überresten einer Öllochmaschine gewonnen. Die Lebensmittel mußten mit äußerster Sparsamkeit aufgeteilt werden, und die einzige Nahrung bestand aus einer Art Suppe, die aus Bovril-Extrakt hergestellt wurde. Das Leben auf der Insel war eintönig, nur manchmal unterbrochen durch besonders starke Stürme, denen noch dichtere Nebelmassen folgten. Da sie keinen Tabak besaßen, rauchten die Schiffbrüchigen das Gras, mit dem ihre Stiefel gefüllt waren, und sie stellten Pfeifen aus den Knochen von Vögeln her. Wegen des frühen Einbruchs der Dunkelheit trafen alle bereits um 1/4 Uhr nachmittags zur Nacht Ruhe unter dem aus Booten gebildeten Dach zusammen. An den Sonnabenden gönnten sie sich die einzige musikalische Unterhaltung, die ihnen möglich war, indem sie den Klängen eines Banjos lauschten, das einer der Schiffsteute mit sich genommen hatte. Nur einmal konnten sie Fische essen, nämlich als sie im Magen einer Seeotter unverdaute Fische aufgefunden hatten. Als sie endlich von dem Rettungsschiff abgeholt wurden, lautete ihre erste Frage: „Wann hat der Krieg geendet?“ Sie hatten seit Oktober 1914 nichts mehr von der Welt gehört und nahmen als selbstverständlich an, daß inzwischen längst wieder Friede gemacht sei.